

Unverkäufliche Leseprobe



Etienne François, Hagen Schulze
Deutsche Erinnerungsorte
Band 1

727 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-59141-9

Ein Kampf um Rom

Rom als Mythos der Deutschen. Daß im kollektiven Gedächtnis der Deutschen die bloße Nennung Roms, des Ewigen Rom, neben Bildungswissen auch Emotionen wecke, ist immer schon wahrgenommen worden. Was aber ist am Ewigen Rom für die Deutschen das Ewige? Gewiß fließt da vieles zusammen. Der Traum vom Reich, das als Heiliges *Römisches* Reich seinen ideellen Mittelpunkt in Rom hatte. Die Faszination, die von der Papstgeschichte ausgeht, auch auf Protestanten ausgeht (bedeutende Werke zur Papstgeschichte sind gerade von Protestanten geschrieben worden, man denke an Ranke, dessen Papstgeschichte auf den Index zu setzen sogar im Innern der Indexkongregation auf Widerspruch stieß). Oder die monumentalen Ruinen, die im Stadtbild zu erkennen geben, daß die Antike hier – anders als in Griechenland – ein Nachleben hatte. Kurz: Rom ist ein «Weltknoten», ein «Weltwesen», wie Gregorovius gesagt hat, ein Schnittpunkt universalhistorischer Entwicklungslinien. Und so hat die deutsche Geisteswissenschaft so manche ihrer großen Leistungen einst gerade an Rom erbracht: Winkelmann, Mommsen, Gregorovius, Hülsen, jeder auf seine eigene Weise – aber Rom war ihnen gemeinsam. Welches die Gründe sein könnten, daß die deutsche historische Forschung sich vor allem Rom zuwandte, während die angelsächsische Forschung Florenz bevorzugte, darauf wird man als Deutscher von Italienern angesprochen.

Aber Erinnerungsorte steigen nicht aus der Retorte der Forschung auf, sondern aus der Grundsuppe des Gemüts. Jeder von uns trägt ein Rom-Bild in sich, noch bevor er Rom betreten, ja bevor er auch nur eine Abbildung von Rom gesehen hat. Von einem Wikingerhäuptling weiß eine Chronik zum Jahr 860 zu berichten, daß er, das kleine Luni bei Pisa erobernd, schon glaubte, Rom genommen zu haben: *ratus cepisse Romam caput mundi*. Was für ein Rom-Bild mag dieser Barbar in sich getragen haben, dem man vielleicht eine hölzerne Bischofsstadt an der Nordsee als «Rom des Nordens» gerühmt hatte und der nun das wahre Rom vor sich glaubte, kaum daß er auf sein erstes Amphitheater stieß?

Es muß also eine Rom-Idee geben, die nicht nur im Hirn von Humanisten und Historikern arbeitet, sondern auch im Gemüt schlichter Menschen nistet – und hier, wo auch die kollektive Erinnerung sitzt, müssen wir sie aufsuchen. Die reflektierte und beredte Rom-Idee ist vielfach untersucht worden, das unartikulierte, ungestaltete Rom-Bild nicht. Doch gerade dies muß bei unserem Thema im Vordergrund stehen: was diese untergründige Rom-Vorstellung sieht, was sie sucht, wovon sie sich nährt. In jedem Fall geht es um das Rom

des *inneren* Auges. Denn um dieses imaginäre, vorgestellte Rom kämpft man in deutschen Gemütern beim «Kampf um Rom», um das vorgestellte mehr als um das reale.

Diesem Rom im Gemüte hat zeitweilig kein anderes Buch so viel Nahrung gegeben wie der historische Roman von Felix Dahn *Ein Kampf um Rom*, der, 1858 begonnen und 1876 erschienen, den Untergang des Ostgoten-Reiches in Italien zwischen Theoderichs Tod 526 und der letzten Schlacht am Vesuv 553 schildert und im Mittelpunkt dieses Beitrags steht. Nah an den historischen Ereignissen dieser Jahre geschrieben, die dem Verfasser als professionellem Historiker aus eigener Forschung vertraut waren, erzählt der voluminöse Roman in chronologischer Abfolge, die gotische Königsreihe entlang (der feige Theodahad, der glücklose Witigis, der strahlende Totila, der finstere Teja), wie das leidliche Zusammenleben von Romanen und Goten unter der weisen Herrschaft des großen Theoderich nach dessen Tode zerbricht, als der byzantinische Kaiser die Rückeroberung Italiens beginnt und mit fähigen Feldherren (dem draufgängerischen Belisar, dem bedächtigen Narses) in jahrzehntelangen Kämpfen blutig zu Ende führt. Als Romanhandlung läßt sich der Stoff eigentlich nicht nacherzählen: Es sind die wechsellvollen historischen Ereignisse dieser Jahre gespiegelt in den Worten und Taten der historischen Personen (etwa Teja zunächst als junger Graf, als warnender Ratgeber, endlich als heldischer König) und weiterer, behutsam typisierter, nicht alternder Figuren (die edle Römerin, das frische Gotenmädchen, der dankbare Jude, der zu allem entschlossene «letzte» Römer). Aus der Art, wie hier historische Fakten romanhaft akzentuiert werden, läßt sich die intendierte Wirkung begreifen – und mutmaßen, was dieses Buch zu einem deutschen Erinnerungsort hat werden lassen.

Dieses Buch hat die deutsche Italiensehnsucht mitsamt ihren Zwiespältigkeiten sowohl eingefangen als auch geprägt, einen Ort kollektiver deutscher Erinnerung zugleich erfaßt und gestaltet und dabei zum Ausdruck gebracht, daß die Liebe der Deutschen zu Rom keine einfache Liebe, der Kampf um Rom kein leichter Kampf sei. Der monumentale Titel, der dies einst vielgelesene Buch noch überlebt hat, steht denn auch für vieles und gibt diesem Beitrag den Namen.

Kampf *um* Rom oder Kampf *gegen* Rom? Wenn man Rom als Ort deutscher Erinnerung lokalisieren will, so kann die Antwort nur sein: Kampf *um* Rom. *Gegen* Rom kämpft man nur im Teutoburger Wald, in der Reformation, und vielleicht noch ein bißchen im Kulturkampf. Alles andere ist Kampf *um* Rom, auch wo es nicht so scheint; dann ist es zwar Kampf gegen ein Rom, wie es ist, aber doch Kampf um ein Rom, wie es sein sollte. Eben daraus erwächst Tragik, und tragisch sein muß es.

Denn das Rom-Bild, das der Deutsche in sich trägt – im Mittelalter oder heute, kollektiv oder individuell –, muß erst einmal mit dem leibhaftigen Rom fertig werden. Und das ist der eigentliche Kampf um Rom. Wie sich

diese Spannung löst, das ist das Entscheidende – und zweifelhaft, ob es je gelingt. Es ist die bange Frage, die Schiller «Die Antike an den nordischen Wanderer» stellen läßt: da du nun endlich deinen Willen hast und leibhaftig vor mir stehst – «bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?» Denn die Erwartung an Rom ist historisch aufgeladen wie gegenüber keiner anderen Stadt. Wie Paris zu sein habe oder London, danach wurde nicht gefragt, sie waren eben das, was sie waren und in ihrer schieren Gegenwärtigkeit eindrucksvoll genug. Aber Rom wurde stets vor dem Hintergrund seiner Idee gesehen – und wie sollten wirkliches, gegenwärtiges Rom und vorgestelltes, ideales Rom sich je in ihren Umrissen decken? Niemandem ist denn auch wie den Römern zugemutet worden, sich mit den Vorfahren – den Caesaren, den Märtyrern, den Renaissancekünstlern – vergleichen und sich am Anspruch des eigenen Namens messen zu lassen. Gewöhnliche Menschen in ihrem Alltag, haben die Römer diese Vorhaltungen durch Jahrhunderte mit Gelassenheit getragen, auf ihre Weise: andere, und seien es Könige und Kaiser, immer nur ankommen zu sehen und selbst immer schon da zu sein, *das* ist die Perspektive des Römers.

Und so ärgerte man sich an der Diskrepanz zwischen Idee und Wirklichkeit oder weidete sich daran, und in beidem haben sich Deutsche hervorgetan. Den inneren Widerspruch der eigenen Haltung beachtete man nicht, wenn man auf der einen Seite den – in Südeuropa ausgebliebenen – Modernisierungsschub vermißte, ihn auf der anderen Seite aber auch gar nicht herbeiwünschte, da er die Ruinen-Idylle zwangsläufig beeinträchtigt hätte. Schäferszenen lassen sich eben nur genießen, aber nicht auf die Milchleistung der Herden, nicht auf die Käseproduktion von Daphnis und Chloe befragen, Arkadien läßt sich nicht betriebswirtschaftlich organisieren (auch wenn es aufgeklärte Rom-Reisende wie Karl Viktor von Bonstetten, 1802 bei den Hirten in den Ruinen von Ostia, dazu in den Fingern juckte). Wenn die Frühindustrialisierung in den Ruinen einer mittelalterlichen Burg Westfalens eine Fabrik einrichtete, dann war das Fortschritt – nicht so in der römischen Campagna, die das Reservat der eigenen elegischen Empfindungen zu bleiben hatte.

In solch egoistischer Abschirmung des eigenen Rom-Bildes ist niemand so weit gegangen wie Wilhelm von Humboldt, 1802–1808 preußischer Gesandter in Rom. Die ordinäre Gegenwart, mit der er von Amts wegen tagtäglich zu tun hatte (und in der er sich durchaus zu bewähren wußte), hat er an die erhabene Idee gar nicht erst herangelassen, und vor nichts graute ihm hier mehr als vor modernen Reformen, wie dieser Liberale sie im fernen Berlin doch propagierte: «Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht» (1804 an Goethe). Rom war selbst schuld, wenn es eine solche Geschichte hinter sich gelassen hatte. Auf arrangierten Trümmern der leblosen Campagna gelagert wie Tischbeins Goethe: so gehörte eigentlich Humboldt gemalt. Auch Goethes Rom-Erfahrung war

durchaus selektiv, aber es kam ihm nicht in den Sinn, die römische Gegenwart gewaltsam niederzuhalten; ja für die Spannung zwischen Rom-Erwartung und Rom-Erfahrung hat er lösende Worte gefunden, wie sie treffender und schöner nicht gesagt werden können: «Es ist alles, wie ich mirs dachte, und alles neu.»

Denn natürlich war das Rom, das zu suchen man kam, nicht das Rom einer ephemeren Gegenwart. Aber auch nicht das Rom neuer politischer Größe, um Gottes willen: das hatte man ja seit 1870 wieder, und konnte damit erst recht nichts anfangen. Was sie denn nun mit Rom anfangen wollten, da sie es besetzt und zur Hauptstadt gemacht hätten, fragte Theodor Mommsen nach der Eroberung von 1870 den italienischen Politiker Quintino Sella: denn in Rom könne man ohne eine große, eine kosmopolitische Idee nicht sein. Um diese *Idee* geht es, mag sie auch noch so unbestimmt sein, um diese *Rom-Idee* geht der Kampf, immer wieder: *Ein* Kampf um Rom, einer unter vielen. Mochten Gelehrte sich dann darüber streiten, ob die deutschen Kaiser im Mittelalter überhaupt den rechten Kampf gekämpft und nicht besser nach Osten als nach Süden gezogen wären (der bekannte Streit zwischen Heinrich von Sybel und Julius Ficker 1861) – solch kleindeutsch-großdeutsches Professorengenzänk, mochte es sich auch noch so politisch geben und die kleindeutsche Konzeption sich 1870 durchsetzen, entwickelte nicht die Kraft, den magnetischen Pol des deutschen Gemüts von Süden nach Osten zu verschieben. Rom blieb Gegenstand der heftigen – und gerade darum oft unerwiderten – Liebe der Deutschen. Und von dieser schwierigen Liebe im reinen Herzen edler Germanen will unser Roman erzählen.

Der Verfasser, Felix Dahn (1834–1912), aus preußisch-protestantischer, nach München übergesiedelter Familie, war bei Beginn der Niederschrift 1858, nach Habilitation zur Geschichte der germanischen Gottesurteile, Privatdozent für Deutsches Recht, Rechtsphilosophie, Handelsrecht und Staatsrecht. Auch als ordentlicher Professor (1872 Königsberg, 1888 Breslau) blieb er dichtend und forschend seinen germanischen Neigungen treu, neben – gelehrten wie populären – juristischen, historischen, philosophischen Abhandlungen in ungebremster Produktivität auch Versepen und Balladen, Lyrik und Dramen, Erzählungen und Romane schreibend. Aus dieser Flut ragt der 1876 vollendete *Kampf um Rom* als sein erfolgreichstes Werk hervor. Der Roman wurde über Generationen vor allem von Jugendlichen – Jungen wie Mädchen – gelesen und erlebte bei seinem Leipziger Verlag Breitkopf & Härtel zahlreiche Auflagen: bis 1908 waren es 50, bis 1923 150, bis 1930 220 Auflagen, bis 1939 wurden insgesamt mehr als 600 000 Exemplare verkauft. Noch unter den Jungen der «Stäuberbande», im Danzig von 1944, findet Oskar Matzerath neben Namen wie Kohlenklaus und Blaubart auch Totila und Teja, «mir wohlvertraute Namen», auch Belisar und Narses. Aber auch nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen noch mehrere Ausgaben bei verschiedenen Verlagen bis in die neunziger Jahre, auch wenn das Buch seit den fünfziger Jahren nicht mehr



Johann Heinrich Füssli: Der Künstler verzweifeln vor der Größe der antiken Trümmer (um 1778/80)

die Zahl und die Hingabe seiner früheren Leser fand. Aber selbst denen, die es nicht mehr gelesen haben, blieb der Titel geläufig.

Dem Roman kam bei seinem Erscheinen zugute, daß er an Schauplätzen spielte, die der deutsche Italienreisende damals auch ohne gotische Absichten aufsuchte: Ravenna, Rom, der Vesuv – man sehe die zeitgenössischen Reiseführer wie den zweibändigen Förster (bei Dahns Italienreise von 1862 schon in der 6. Auflage) oder den 1861–66 erstmals erscheinenden Italien-Baedeker. Dabei bleiben im Roman landschaftliche und städtische Szenerien seltsam unanschaulich und unbestimmt: zwar viel Tempel und Ruinen, sanftes Mondlicht über verwilderten Zypressen-Gängen, Springbrunnen und Statuen unter Myrtenbüschen, «hunderte von weißen Marmorvillen [...] lauschend aus dem Dunkelgrün des Lorbeers», uralte Warthtürme, Gestade, Gefilde, Sonnenuntergänge und ähnliche obligate Versatzstücke des «alten romantischen Landes» wie aus Eichendorff oder Tieck. Der Rezeption des Romans hat diese – trotz Kenntnis der Örtlichkeiten seltsam artifizielle – Wahrnehmung des Raumes gewiß nicht geschadet. Aber gegenüber der sinnhaften

Darstellung von Landschaften und Städten bei Gregorovius (sozusagen Dahns Konkurrent im damaligen Angebot lesbaren historischer Italienliteratur) muß diese Kulissenhaftigkeit auffallen.

Daß dieser «historische Roman» – wie er sich im Untertitel selbst nennt – gut recherchiert ist, versteht sich von selbst bei gelehrten Autoren, deren Romane man geradezu als «Professorenromane» bezeichnete. Wer gleichzeitig in 11 Bänden über *Die Könige der Germanen* schrieb und eine Prokop-Biographie verfaßt hatte (auf beide Werke weist der Autor zu Beginn denn auch ausdrücklich als Grundlage des Romans hin), der sollte wohl ein genaues Bild der Überlieferung haben. Und nicht allein der schriftlichen Quellen (noch das hier von den Römern verspottete germanische Trinklied *Inter hails Gothicum* ist ja nicht von Dahn erdichtet, sondern in der *Anthologia Latina* überliefert): auch die Sachüberreste werden geschickt einbezogen. Als führe er seine Leser zwischen den Vitrinen eines römisch-germanischen Museums umher, nutzt der Autor den angeblichen Abtransport des Königshortes aus Cumae zu einer archäologischen Realienkunde, vom altetruskischen Helm über den nordischen Walroßzahn bis zur byzantinischen Goldsandale alles aufführend, was zum Schatz hätte gehören können, Gotisches, Keltisches, Persisches, Fränkisches tief in der Grotte, wo einst die griechische Sibylle hauste. Das ist gut gemacht und läßt die Gelehrsamkeit nicht merken. Und auch wo der Historiker Dahn den Leser an seinem Wissen teilhaben und über die Blindheit der Zeitgenossen staunen läßt (sieh da, die wissen ja noch gar nicht, daß die Langobarden bald Italien erobern und so den byzantinischen Sieg wertlos machen werden!), wirkt es doch nicht belehrend.

Aber es geht hier nicht darum, wie nahe sich der Historiker als Romanschreiber an die historischen Quellen gehalten hat (der immer wieder wörtlich zitierte Prokop gibt der Erzählung bewußt Authentizität) und ob die Gestalt des Totila hier nicht weit überhöht worden ist (auch Gelehrte von Rang, denen jede Verherrlichung eines germanischen Königs fern lag, haben bewundernde Worte für Totila gefunden). Es geht bei unserem Thema vielmehr um die Frage, warum dieser historische Roman für Generationen von Jugendlichen zur heißgeliebten Lektüre werden konnte – und zur Formel eines deutschen Erinnerungsortes. Vor allem aber: Enthält die Darstellung giftige Substanzen, die dem jungen Leser Welschen-Haß einflößen, das deutsche Nationalgefühl rassistisch und bösartig machen konnten?

Man wird diese Frage vorsichtig verneinen dürfen. Dahn hat – wenn auch weniger entschieden als der andere vielgelesene Italienautor im jungen Kaiserreich, Gregorovius – antiwelsche Stimmung nicht geschürt. Wenigstens nicht absichtlich: An seinem historischen Gegenstand, dem Emotionen weckenden Untergang eines germanischen Volkes auf dem Boden Italiens, konnte er schließlich nichts ändern. Um so bemerkenswerter ist, daß allzu grobe Schwarzweißmalerei vermieden, der Gegner nicht lächerlich, Rom nicht verächtlich gemacht wird (sonst hätte ich das Buch damals in die Ecke gewor-

fen). Auch die Gegner können ihre lauterer Motive haben, selbst Narses, dieser eunuchische Zwerg und unerbittliche Gegner der Goten, hat noch seine menschlichen Züge.

Zu diesem differenzierten Bild trägt viel bei, daß der Autor deutlich zwischen den selbsternannten Römern – den Byzantinern als Hauptgegnern – und den «echten» Römern unterscheidet. Und diese wahren Römer, zum Untergang ebenso verurteilt wie die Goten, läßt er in einer Gestalt verkörpert sein, die er nicht den Quellen entnommen, sondern eigens geschaffen hat und auf deren Charakterzeichnung er die größte Sorgfalt verwendet: Cethegus. Cethegus ist einer der vielen «letzten Römer», denen ja auch der rabiateste Germanenfreund noch etwas abgewinnen kann, wenn er nur sicher sein darf, daß es wirklich der *letzte* Römer ist. Und so wird das Geschehen zu einem Kampf um Rom nicht nur der Goten, nicht nur der Byzantiner, sondern auch der Römer selbst.

An dieser Gestalt des Cethegus schieden sich die Leser. Wer schon in jungen Jahren mit – nie gesehene und doch geliebte – Rom angefüllt war, der weiß von dem Konflikt schon bei der Schullektüre von Caesars *Bellum Gallicum*, ob er denn nun zu den Germanen oder zu den Römern halten solle (ein Konflikt, der manchem Lehrer anstößig war). Aber es wurde einem bei Cethegus nicht leicht gemacht. Ein Mann intelligent, unerschrocken, jeder Situation gewachsen, aber skrupellos, treulos, zynisch: lügend, wo er Lügen für opportun hält, aber auch von seltsamer Wahrhaftigkeit, wo Wahrheit besser zum Ziele führt («Machiavellismus» würde ein Deutscher sagen; *realpolitik* ein Italiener).

Aber auch Cethegus hat seine Treue. Nur gilt sie nicht Menschen, sondern einer Idee: Rom. Und was junge Leserinnen drei Bände lang nicht für möglich gehalten hätten, erfahren sie endlich doch noch: daß sogar der finstere Teja, sogar der zynische Cethegus einmal geliebt hatten. Eine unglückliche Liebe, zwischen die Jahrhunderte römischer Geschichte getreten waren, Romeo und Julia in Großprojektion: «Aber alter Haß trennte das Geschlecht der Cethegi und der Manilier seit Jahrhunderten [...]. Sie mit dem Senat – wir mit den Gracchen. Sie mit Sulla – wir mit Marius. Sie mit Cicero – wir mit Catilina», usw. Cethegus' Ziele sind groß und nicht eigennützig. Er hat seinen Kampf um Rom gekämpft und das Unmögliche gewollt, und so wird ihm, dem nun selbst Verratenen, auch der deutscheste Leser nicht den guten Tod am Vesuv mißgönnen. Seine Abschiedsworte sind eine Vision der – während der Niederschrift des Romans 1870 erfolgten – Einigung Italiens. Daß Dahn den Kampf des Cethegus um Rom in diese Perspektive nationaler Einigung rückt, ist ein weiterer versöhnlicher Zug und nicht selbstverständlich: Gregorovius sah damals mit Enttäuschung, wie wenig deutsche Historiker sonst an den Einigungsbemühungen der Italiener Anteil nahmen.

Daß hier echter Völkerversöhnung, ja Völkervermischung das Wort geredet wird und nicht etwa Rassentrennung und ethnischer Säuberung (nehmen wir

ruhig die heutigen Begriffe für Haltungen, die damals schon denkbar wurden), ist jedenfalls der Part des Haupthelden Totila – auch wenn nicht zu übersehen ist, daß Dahn andere Goten von Rang darin ihrem König widersprechen läßt: ein Hin und Her der Argumentation so recht geeignet, dem jungen deutschen Leser in seiner bangen Frage nach der eigenen «nationalen» Identität Halt und Hinweis zu geben. Totilas Programm ist, «aus Gothen und Italiern ein neues Mischvolk [zu] schaffen, das beider Vorzüge vereint, das beider Fehler ausschließt» – in einem «Reich des Rechts und des Friedens, der Freiheit und der Schönheit, geadelt durch italische Anmuth, getragen durch germanische Kraft». Und das glaubt der Leser gern, wenn er die führenden Goten so auftreten sieht, nordische Namen mit italischen Würden – Herzog Guntharis von Tusciem, Herzog Adalgoth von Apulien, Graf Teja von Verona, Ragnaris von Tarent, eine nord-südliche Namensmischung so rasant wie bei Faust und seinen fränkischen Gefolgsleuten auf antiken Stätten der Peloponnes.

Die gewollte Akkulturation hat ihre Chance in der kulturellen Empfänglichkeit dieser Barbaren, die immer wieder hervorgekehrt wird (Totila liebt antike Statuen, Teja spielt Harfe, Amalasintha kann Griechisch). In diesem versöhnlichen Bild zusammenwachsender Völker haben auch die Juden Platz: Der treue Torwächter Isaak und seine schöne Tochter Miriam sind durchaus positive Gestalten, die tolerante Judenpolitik der ostgotischen Könige wird gerühmt, Totila duldet freundlich Miriams stille Zuneigung. Und Totila, Dahns Totila (charismatischer noch als der historische Totila Prokops) nimmt sein Programm romanisch-germanischer Völkervereinigung selbst beim Wort und geht seinen Goten auch darin voran. Seine Liebe zur Römerin Valeria gibt seiner Liebe zu Italien Körperlichkeit: «Du bist mir Italia selbst [...]. Und Gothen und Italier sollen sich ihren König und ihre Königin zum Vorbild nehmen: sie sollen eins und glücklich werden wie wir.»

Das war der Selbstaufgabe doch ein bißchen viel und schon damaligen Lesern so selbstverständlich nicht. Neben der italienfreundlichen Literatur (die in der Regel freilich mehr das Land als die Leute pries und sich bisweilen, wie absurd, das Land auch ohne die Leute vorstellen konnte!) gab es im 19. Jahrhundert durchaus auch italienkritische Literatur, die die Mängel südlichen Volkscharakters zur Sprache brachte – man denke an Gustav Nicolais *Italien wie es wirklich ist* von 1834 («zur Warnung für alle, welche sich dahin sehnen», verkündet grimmig der Untertitel); dann kam ein ganzer Schub nach der Wende von 1859, die die Österreicher – und das waren damals «i tedeschi»! – aus Italien hinauswarf.

Der Kritik an Totilas Akkulturationswillen bis zur Selbstaufgabe wird denn auch im Roman durchaus Raum gegeben: gewichtig aus dem Munde des alten Hildebrand (und der war immerhin der Waffenmeister Theoderichs, des Dietrich von Bern der Sage) und des melancholischen und ahnungsvollen Teja, die beide ein solches Vorhaben weder für realistisch noch für wün-

schenswert halten; und naiv aus dem Munde der Königskinder von Thule, Haralds und seiner walkürenhaften Schwester, die mit ihren Drachenschiffen auf der Verlobungsfeier Totilas in Rom erscheinen und dem Akkulturations-Gejauchze dieses germanisch-romanischen Festes ihre erstaunten Beobachtungen und schlichten Zweifel entgegensetzen. Ihre Sprache erweist sie als unverdorben nordisch («Unsieg» sagen sie für Niederlage, «Schmalpfad der Weit-See» für die Meerenge von Gibraltar, «Reben-Bier» für Wein, und ähnliche Tollheiten), erstaunt sehen sie die Akkulturation bereits in vollem Gang («Schon seid ihr kleiner, dunkler an Haut und Augen und Haar geworden als wir»), treuherzig warnen sie vor jeder Südpolitik («Besser im armen Nordland leben als im reichen Südländchen sterben»), «fremd seid ihr und fremd bleibt ihr») – denn Totilas wortreicher Verschmelzungs-Ideologie haben sie nichts als ihre geradlinige Überzeugtheit entgegenzustellen.

Dahn, gelehrter Erforscher der Völkerwanderung, schafft sich mit dieser Begegnung zwischen Totila und Harald die Gelegenheit, gewissermaßen zwei Modelle durchzuspielen: so ist ein germanischer Stamm, wenn er im Norden geblieben wäre – und so wird *derselbe* germanische Stamm, wenn er nach Süden zog und sich generationenlang der antiken Kultur aussetzte. Aus der unmittelbaren Konfrontation beider Modelle, aus der angeblichen Wiederbegegnung beider Stammesteile nach Jahrhunderten bezieht Dahn, dem die heute vertretene Theorie der Ethnogenese, der Volksbildung vor Ort, noch fremd und die Völkerwanderung eben einfach *Wanderung* war, ein den Leser national erhebendes germanisches Gemeinbewußtsein, das er in den Quellen so nicht finden konnte.

Nicht Abweisung alles Welschen von vornherein, nicht grundsätzliche Bewahrung rassischer Reinheit also war es, was der Autor – jedenfalls durch den Mund seines Helden Totila – dem Leser vermittelte, sondern im Gegenteil die Verständigung zwischen Germanen und Römern, die Versöhnung zwischen Nord und Süd. Und doch: Was er hier erzählte, war eben die Geschichte einer mißlungenen Annäherung, einer verschmähten Liebe, einer gescheiterten «Südpolitik» – und es blieb dem Leser unbenommen, sich darauf einen Reim zu machen und im Scheitern des idealistischen Vorhabens vielleicht sogar eine innere Notwendigkeit zu sehen. Scheitern vielleicht doch aus natürlicher Unvereinbarkeit? Zwar wurde das vom Autor so nicht propagiert, ließ sich aber aus den vielfältigen Warnungen eines Teja, eines Hildebrand, eines Harald so heraushören – die Gegenargumente gegen Totilas Versöhnungspolitik lagen hier also alle bereit! Das konnte freilich, weil von der Geschichte als realistisch erwiesen, eine fatale Botschaft werden.